

**STILLE
SCHULD
AM
MAGDALENSBERG**

KRIMI



MIRA NOWAK

für C, L & B

©Mira Novak 2025

Dieses Buch ist ein Werk der Fiktion. Namen, Charaktere, Orte und Handlungen sind der Fantasie der Autorin entsprungen oder werden fiktiv verwendet. Ähnlichkeiten mit realen Personen, lebend oder tot, sowie mit realen Ereignissen wären rein zufällig.

Kapitel 1 – Heimkehr

Mira Nowak schob das verbeulte Gartentor ihres Elternhauses mit einem lauten Knarren auf. Das Scharnier ächzte wie ein alter Mann, der sich zu etwas aufrafft, das längst vergangen ist. Es war der erste Oktobertag, die Luft roch nach feuchter Erde und Rauch von den ersten Holzöfen. Hinter ihr knirschte das Kies unter den Reifen ihres Mietwagens – vordergründig ein banaler Ton, aber in Mira klang er wie ein Echo aus einer Zeit, in der die Welt kleiner und klarer war. Oder zumindest so wirkte.

„Ah, sie is wieder do“, hörte sie eine kratzige Stimme aus dem Nachbargarten. Altbauer Gruschitz, wie aus dem Boden gewachsen. Stützte sich auf eine Mistgabel wie auf ein königliches Zepter. „Host Wien nimmer ausgehalten?“

Mira lächelte schmal. „I brauch a bissl frische Luft.“

„Jo, die is da heroben eh immer voller Wahrheit als in de Redaktionsbüros unt'n in der Stadt.“

Sie nickte ihm zu, nahm ihren Koffer aus dem Kofferraum und betrat das Haus, das nach Bohnerwachs und Erinnerungen roch. Ihre Mutter war nicht da – wahrscheinlich wieder bei der Kirchenrunde oder beim Stricknachmittag. Mira war darüber nicht unglücklich. Das Wiedersehen würde sowieso zu viel mit sich bringen.

Am nächsten Morgen saß sie beim Frühstück auf der schmalen Veranda mit Blick auf den Magdalensberg. Sie hatte sich gerade den dritten Schluck Kaffee genehmigt, als ihr Handy vibrierte. Eine unbekante Nummer.

„Nowak.“

„Mira? Bist du in Kärnten?“ Es war Hauptkommissar Grünwald, ein alter Bekannter aus einem Fall vor Jahren.

„Bin gerade angekommen. Warum?“

„Weil's bei der Kirche oben a G'schicht gibt. Sanierungsarbeiten in der Sakristei. Und du glaubst net, was sie da gfund'n haben.“

Zwei Stunden später stand Mira in der kühlen Luft der Wallfahrtskirche Maria Magdalensberg. Die Sonne fiel durch ein schmales Fenster, warf lange Lichtstrahlen auf das grobe Mauerwerk. Zwei Polizisten standen etwas verloren vor einem offenen Hohlraum in der Wand.

„Hinter dem alten Paneel war sie“, sagte Grünwald leise. „In ein rotes Messgewand eingewickelt. Wie a G’spenst aus’m Pfarrmuseum.“

Mira kniete sich hin. Die Knochen waren alt, trocken. Eine Frau. Und kein Grabstein weit und breit.

„Wir glauben, dass es mindestens 30 Jahre her ist. Vielleicht 40.“

Mira schwieg. Irgendetwas an der Szene fühlte sich falsch an. Nicht nur das: Es fühlte sich persönlich an. Als hätte dieses Dorf beschlossen, dass sie zur richtigen Zeit am richtigen Ort war. Oder zur falschen.

„Wer hat damals hier gewirkt?“

„Pfarrer Lintschinger, seit 2001. Davor war’s Pfarrer Hochleitner, der is aber 1990 plötzlich versetzt worden. Nach einem... sagen wir: unruhigen Jahr.“

Mira blinzelte in das dämmerige Licht.

„Ich werd’ mir den jetzigen Pfarrer vornehmen. Und den Bürgermeister. Und wer ist derzeit sonst noch meinungsstark im Dorf?“

Grünwald schnaubte.

„Der Leopold Rieger natürlich. Der lacht sich über jeden Skandal hinweg. Und der Baulöwe – Wintschnig. Hat jede zweite Wiese da heroben gekauft. Aber keine Angst, Mira. Die beiden san keine Mörder. Die haben bloß andere Leichen im Keller.“

Mira trat aus der Kirche. Der Blick auf das Tal war überwältigend, golden in der Herbstsonne. Aber sie spürte: Unter diesem Panorama brodelt etwas. Und sie war zurück, um es aufzudecken – ob sie wollte oder nicht.

Kapitel 2 – Der Bürgermeister schweigt

Mira stand direkt vorm Gemeindeamt direkt gegenüber der Volksschule, die sie selbst als Kind besucht hatte. Leopold Rieger, der Bürgermeister, war ein Mann wie aus dem PR-Katalog: hemdsärmelig, mit gewinnendem Lächeln, das niemals die Augen erreichte.

„Mira Nowak“, sagte er betont herzlich und reichte ihr die Hand. „Die berühmteste Psychologin des Landes bei uns in der Gemeinde! Womit haben wir das verdient?“

„Mit einer Leiche in der Kirche“, konterte Mira trocken. „Können wir reden?“

„Natürlich. Kommen's herein, ins Büro.“

Das Büro war dunkel, altmodisch und wirkte wie aus der Zeit gefallen. Es roch nach Apfel-Zimt-Raumspray. Rieger bot Kaffee an, Mira lehnte ab. Sie blieb lieber klar.

„Was wissen Sie über die Renovierungen in der Sakristei?“

„Nur das, was mir die Bauaufsicht gesagt hat. Altes Holz raus, Schimmel prüfen, alles denkmalgerecht. Dass da eine Leiche auftaucht, war... sagen wir... suboptimal.“

„Wer hat den Auftrag vergeben?“

„Der Pfarrgemeinderat. Aber der Herr Pfarrer...“

„Lintschinger.“

„Genau. Der is ein bissl... sensibel. Hat gleich gesagt, er will nichts damit zu tun haben.“

Mira sah Rieger scharf an. „Und Sie?“

Er hob die Hände. „Ich hab nix zu verbergen. Aber die Leute da heroben... die san empfindlich, wenn man alte Geschichten ausgrabt. Verstehen's mich net falsch – ich bin für Transparenz. Aber manche Sachen... sollten vielleicht ruhen.“

Mira schwieg. In den Augen des Bürgermeisters flackerte etwas – kein Schuldgefühl, aber Angst vor dem, was kommen könnte.

„Haben Sie eine Idee, wer die Frau gewesen sein könnte?“

„Glauben Sie mir, Mira – i wünschte, i könnt Ihnen weiterhelfen. Aber i hab keine Ahnung.“

Mira verabschiedete sich mit einem kühlen Händedruck. Draußen auf dem Platz stand Sebastian Höller, ihr Jugendfreund. Er trug Gummistiefel, eine grobe Weste und hielt eine Semmel mit Leberkäs in der Hand.

„Na schau, die Mira. Wieder am Ermitteln?“

Sie lächelte. „Ein bissl. Willst mit mir einen Spaziergang machen?“

Er nickte. „Aber nur, wenn du mir erklärst, warum a Toter in da Kirche liegt und der Bürgermeister so dreinschaut, wie wenn er an Durchfall hätt.“

Kapitel 3 – Der Pfarrer und das Schweigen

Pfarrer Lintschinger empfing Mira mit nervösen Augen und verschränkten Armen. Die Kirche lag im Halbschatten, es roch nach kaltem Weihrauch und abgewetzten Teppichen. „Frau Nowak, Sie müssen verstehen: Ich bin erst seit wenigen Jahren hier. Was vorher war...“

„War trotzdem Ihr Erbe“, unterbrach Mira ruhig.

Er senkte den Blick. „Ich habe das Messgewand erkannt. Es stammt aus einer alten Spende. Ich... ich habe es nie benutzt.“

„Und das Skelett?“

Lintschinger zögerte. Dann: „Ich glaube, es war Schwester Maria-Theresia. Sie verschwand 1988. Die Leute sagten, sie sei ins Kloster nach Graz versetzt worden.“

„Glaubten Sie das auch?“

„Damals war ich noch junger Kaplan in Villach. Ich hab nichts gewusst. Aber seit ich hier bin... sagen manche: Sie sei nie weggegangen.“

Mira sah ihm in die Augen. „Wer sagte das?“

Er schluckte. „Gruschitz. Und... die alte Frau Zettl. Sie behauptete, sie habe eines Nachts Stimmen in der Sakristei gehört. Und ein Geräusch... wie von einem fallenden Kreuz.“

Mira spürte, wie sich die Fäden langsam zu verweben begannen. Sie verabschiedete sich höflich, notierte sich Gruschitz und Frau Zettl als nächste Gesprächspartner. Draußen wartete Sebastian. „War's der Pfarrer?“

„Nicht direkt“, sagte Mira. „Aber er weiß mehr, als er sagt. Und vielleicht hat er Recht: Manche Geschichten schlafen besser. Aber das ist nicht mein Job.“

Kapitel 4 – Die Zettl und das Vermächtnis

Frau Zettl lebte in einem der ältesten Häuser am Hang des Magdalensbergs. Ein schiefer Kamin, das Dach mit Moos bedeckt, ein verwilderter Garten, aus dem Thymian und Minze wuchsen, als wollten sie das Alter des Hauses überdecken. Mira stand vor der Türe, das morsche Holz unter ihrer Hand weich. Es dauerte eine Weile, bis sich die Tür öffnete.

„Na schau, die Nowakin. I hab mir schon docht, dass du kummst.“ Die Stimme der alten Frau war kratzig, aber warm. Ihre Augen blitzten wach, trotz des hohen Alters.

„Grüß Gott, Frau Zettl. Sie erinnern sich an mich?“

„Na freilich. Du hast damals die Zettel vom Pfarrfest sortiert und jedem a Papierschlafn umg'hängt. Du warst klug – und hast wenig gredt. Wie jetzt halt.“

Mira lächelte. „Ich würde gerne kurz mit Ihnen sprechen. Über das, was Sie damals gehört haben.“

Die Zettl winkte ab. „Kumm eina. Aber nix da mit kurz. Wenn i erzähl, dann richtig.“

Dinnen war es dunkel, nur ein einzelner Kachelofen wärmte die Stube. Überall hingen vergilbte Fotografien und Heiligenbilder. Mira setzte sich auf das durchgesessene Sofa. Frau Zettl brachte Tee, dann begann sie.

„Es war 1988. Vollmondnacht. I war wach, weil mei Herz so komisch klopf hat. Und dann... hab i's g'hört. Stimmen. In der Sakristei. Zwei Männer. Einer hat g'sagt: ‚Sie wollt reden.‘ Der andere: ‚Jetzt redet sie nimma.‘ Und dann war a dumpfer Schlag. So, als wenn a schweres Kreuz umkippt. Dann war Stille.“

Mira notierte jedes Wort. „Haben Sie jemanden erkannt?“

Die Zettl zögerte. „Die Stimmen... sie waren zu undeutlich. Aber einer hat g'sagt: ‚Ruf den Wintschnig an.‘ Und das hat mi stutzig g'macht. Der Wintschnig war damals noch ka Baulöwe. Aber er war schon in allem drin.“

„Haben Sie das jemals jemandem erzählt?“

„Na. Wer hätt mir glaubt? A alte Frau, mit Herzklopfn in der Nacht.“

Mira nickte langsam. „Danke. Das war wichtig.“

Beim Hinausgehen blieb Frau Zettl in der Tür stehen. „Aber du pass auf, Mira. Wer damals was gwusst hat, is verschwund'n. Oder hat plötzlich a Schlaganfall g'habt. Frag den Gruschitz. Der weiß mehr, als er sagt.“

Mira trat hinaus in die kühle Abendluft. Über dem Tal lag ein leichter Nebel, als wolle er das Dorf noch einmal zudecken, bevor alles ans Licht kam.

Gruschitz war der Nächste.

Und Mira wusste: Jetzt gab es kein Zurück mehr.

Kapitel 5 – Der Altbauer schweigt nicht

Gruschitz saß auf seinem alten Holzbänkchen vor dem Haus, eine Pfeife in der Hand, die er nie anzündete. Mira kannte das Bild aus Kindertagen – und doch war es jetzt ein anderes. Der Blick des alten Mannes war schärfer, wachsamer. Als hätte er all die Jahre nur darauf gewartet, dass jemand kommt und fragt.

„Grüß Gott, Herr Gruschitz.“

„Jo, jo. I hab scho ghört, was du da wieder aufrührst. A Leich in der Kirch, sagt man.“

„Eine Frau. Eingemauert. Seit Jahrzehnten.“

Er nickte langsam. „Des war a Zeit... da hat ma net fragt. Hat ma gschwiegen. Und jeder, der redn wollt, is g'schwind stad g'worden.“

Mira setzte sich neben ihn. „Was wissen Sie?“

Er sog an der kalten Pfeife, ohne sie zu entzünden. „I war dazumals Mesner. A junger Depp, der glaubt hat, dass d'Kirch' was Reines is. Und dann kommt die Schwester Maria-Theresia zu mir und sagt, sie will was aufdecken. Was G'schehn is im Pfarrhaus. Zwischen ihr und dem Hochleitner. Nix Gutes.“

Mira erstarrte. „Er hat sie missbraucht?“

Gruschitz sah sie an, lange, traurig. „Sie war net die Einzige. Aber die Einzige, die reden wollt. Und kurz drauf war's ruhig. Und der Pfarrer? Versetzt. Ohne großes Tamtam.“

„Und Wintschnig?“

„War damals schon überall drinnen. Hat mit dem Pfarrer Grundstückstausch gemacht. So is die alte Kirchenwiese auf einmal zu Baugrund g'worden. Wer was g'wusst hat, is besser g'fahren, wenn er's vergessen hat.“

„Und Sie?“

„I hab's versucht. Aber a Herzschwäche hilft beim Vergessen.“

Mira seufzte. „Ich brauche Beweise. Namen. Einen Anfang.“

Gruschitz nickte langsam. „I hab da was. Im alten Gebetsbuch von der Maria-Theresia. Liegt bei mir drin, unterm Ofen. Hab's nie weggeben wollen. Vielleicht is jetzt Zeit.“

Er stand auf, schleppte sich ins Haus. Minuten später kehrte er mit einem vergilbten Buch zurück, zwischen den Seiten ein Briefumschlag.

„Der is an die Diözese gangen. Is nie angekommen, denk i.“

Mira öffnete den Umschlag. Drinnen: ein handgeschriebener Brief. Eine Anklage. Ein Bekenntnis. Ein Hilfeschrei.

„Jetzt wird's brenzlig“, murmelte Mira.

Gruschitz nickte. „Jetzt, Nowakin, fangt die G'schicht erst richtig an.“

Kapitel 6 – Der Baulöwe wittert Gefahr

Mira stand vor dem Anwesen der Familie Wintschnig. Es war kein Haus mehr – es war eine Festung. Stahlgraue Zäune, Sicherheitskameras an jeder Ecke, ein Tor, das sich nur per Funkfernbedienung öffnete. Der Baulöwe war kein einfacher Geschäftsmann. Er war ein Mann, der wusste, wie man Einfluss nutzt – und wie man ihn sichert.

Der Sohn öffnete, ein unscheinbarer Typ mit Designerpulli. „Mein Vater spricht nur mit Leuten, die was beizutragen haben. Haben Sie was?“

Mira lächelte kühl. „Ich bringe das Gewissen zurück in den Ort. Vielleicht erinnern Sie sich, wie das aussieht.“

Ein Schatten hinter dem Glas. Dann: „Lass sie rein.“

Im Wohnzimmer saß Alfred Wintschnig. Groß, breit, teure Uhr, aber kleine, misstrauische Augen. Er bot keinen Stuhl an. Mira stand – und sie wusste, dass genau das der erste Machtzug war.

„Sie wollen über alte Geschichten reden. Das macht mir Sorgen, Frau Nowak.“

„Sie sollten sich eher sorgen, dass jemand sie nie erzählt hat.“

Er lachte trocken. „Die Vergangenheit interessiert keinen. Wissen Sie, was zählt? Wer heute auf dem Grundbuch steht.“

„Und wer im Mauerwerk der Kirche liegt.“

Ein kurzer Flackerschlag in seinen Augen. Nicht Schuld. Angst vor Machtverlust.

„Was wollen Sie?“

„Die Wahrheit. Und ein paar Namen. Und eine Erklärung, warum ein Brief an die Diözese nie ankam – obwohl Sie damals für den Pfarrhof den Umbau organisiert haben.“

„Sie sind cleverer als Sie aussehen.“

„Und Sie weniger unschuldig, als Sie glauben.“

Wintschnig stand auf. „Passen Sie auf, Frau Nowak. Manche Türen sollten besser zu bleiben.“

„Und manche Mauern nicht stehen.“

Draußen schlug die Tür zu. Mira atmete tief durch. Sie hatte ihn getroffen. Nicht tödlich, aber präzise. Wie ein Riss im Fundament.

Zurück im Auto öffnete sie ihr Handy. Eine neue Nachricht von Grünwald: *„Bürgermeister Rieger will dich sehen. Dringend.“*

Sie wusste: Jetzt begann das Spiel auf Zeit. Und in diesem Spiel hatte sie einen Vorteil – sie wusste, dass es nie nur um Morde geht. Sondern um das, was sie verschweigen sollen.

Kapitel 7 – Riegers letzte Parade

Das Gemeindeamt wirkte wie leergefegt, als Mira die Tür öffnete. Nur Riegers Sekretärin war da, blass, nervös, mit einer Kaffeetasse, die zitterte.

„Er... er wartet drinnen. Aber sagen Sie ihm bitte nix von mir, ja? Ich will nur meine Pension erreichen.“

Mira nickte knapp und trat ins Büro. Der Bürgermeister stand am Fenster, die Hände auf dem Rücken verschränkt, den Blick auf die herbstlich gefärbten Wälder gerichtet.

„Frau Nowak. Was für eine Woche, nicht?“

„Für manche mehr als für andere.“

Er drehte sich langsam um. Kein Lächeln mehr. Nur tiefe Falten, als hätte das Gesicht entschieden, nicht länger Fassade zu sein.

„Ich weiß, was Sie denken. Und ich sag Ihnen jetzt was, Mira. Ich hab das alles nicht begonnen. Ich hab's übernommen.“

„Und nie in Frage gestellt?“

„Manches fragt man nicht, wenn man weiß, dass die Antwort schlimmer ist als das Schweigen.“

„Sie kannten Schwester Maria-Theresia?“

„Ich war damals noch nicht im Amt, aber... ja. Ich war Ministrant. Ich erinnere mich. Sie war klug. Und zu laut.“

„Und der Pfarrer?“

„Ein Mann Gottes mit der Macht eines Diktators. Hochleitner hatte überall Freunde. Auch in der Diözese. Auch in der Wirtschaft.“

„Wie Wintschnig.“

Rieger nickte. Dann zog er eine Schublade auf, holte ein Foto hervor. Es zeigte fünf Männer. Einer davon war Wintschnig. Ein anderer: Hochleitner. Und in der Mitte – eine junge Frau. Lächelnd. Schwester Maria-Theresia.

„Das war unser Grundstein-Fest 1987. Danach... ist alles gekippt.“

„Was ist passiert?“

„Sie kam zu mir. Damals, noch vor der Einweihung. Hat gesagt, sie will Anzeige erstatten. Und ich...“ Er sah sie an. „Ich hab sie weggeschickt.“

„Warum?“

„Weil ich Angst hatte, dass der ganze Ort brennt.“

Mira nahm das Foto. „Vielleicht wird's Zeit, dass er endlich brennt. Und was Neues wächst.“

Rieger lächelte müde. „Wissen Sie, Frau Nowak, ich hab nie gedacht, dass ich froh bin, wenn alles auffliegt. Aber jetzt... bin ich müde.“

„Und bereit?“

„Bereit.“

Kapitel 8 – Das verschwundene Protokoll

Die Luft roch nach Regen, als Mira am Abend die Polizeistation in St. Georgen betrat. Grünwald saß über Akten gebeugt, ein Kringel kalten Kaffees auf dem Schreibtisch. Als er Mira sah, hob er nur eine Augenbraue.

„Du schaust aus, als hättest mitn Teifl getanzt.“

„Ich hab mit dem Bürgermeister geredet. Und mit dem Baulöwen. Jetzt fehlt mir nur noch das, was du mir nicht geben willst.“

Grünwald seufzte, stand auf und ging zur Tür. Schloss sie. Dann zog er aus einer geheimen Lade einen Umschlag.

„Das hier hat der Vorgänger meines Vorgängers aufbewahrt. Ist nie in die offiziellen Akten gewandert. Vielleicht, weil's zu viel Wahrheit enthält.“

Mira öffnete den Umschlag. Darin ein handgeschriebenes Protokoll – ein Verhör aus dem Jahr 1988. Der Zeuge: ein junger Mann, damals Messdiener. Der Inhalt: eine Aussage über nächtliche Schreie, über eine Frau, die gegen ihren Willen festgehalten wurde, und über Stimmen – darunter eindeutig die von Pfarrer Hochleitner und ein weiterer, unbekannter Mann.

„Warum wurde das nicht verfolgt?“

„Weil es verschwunden ist. Der Zeuge ist ein halbes Jahr später bei einem Autounfall ums Leben gekommen. In der Akte stand, es sei Selbstverschulden gewesen. Aber...“

„Aber du glaubst es nicht.“

Grünwald schüttelte den Kopf. „Seitdem wurde über Hochleitner nur noch mit gesenkter Stimme gesprochen.“

Mira atmete tief ein. „Das hier ist der letzte Baustein. Ich muss zur Diözese.“

„Mira... sei vorsichtig. Die Kirche ist kein Gegner, den man leicht unterschätzt.“

Sie nickte. „Aber einer, dem man endlich entgentreten muss.“

Draußen dämmerte es bereits. Nebelschwaden zogen über die Felder. Mira blickte über die Dächer von Magdalensberg. Die Wahrheit kam näher – und mit ihr die Gefahr. Aber sie war bereit, tiefer zu graben.

Denn manchmal ist die einzige Erlösung das Aufdecken alter Schuld.

Kapitel 9 – Auf heiligem Boden

Die Doppeltüren des Ordinariats in Klagenfurt öffneten sich widerwillig. Mira trat ein, ihre Absätze hallten über den Marmor, als wollten sie jeden Schritt zur Anklage machen. Im Sekretariat ein junger Mann mit zu perfektem Scheitel und zu glatter Stimme.

„Sie haben einen Termin mit...?“

„Ich bin Mira Nowak. Ich habe keinen Termin. Aber ich bringe ein verschwundenes Verhörprotokoll aus dem Jahr 1988.“

Das genügte. Nach einem kurzen Telefonat wurde sie durch einen langen, stillen Gang in ein holzvertäfeltes Büro geführt. Dort erwartete sie Prälat Weiss, ein Mann, der aussah, als würde er seine Sünden in altdeutscher Schrift notieren.

„Frau Nowak... Ich höre.“

Sie legte das Protokoll auf den Tisch. Der Prälat las. Dann legte er die Hände gefaltet vor sich.

„Es ist... tragisch, dass dieser Bericht verloren ging.“

„Er wurde nicht verloren. Er wurde weggeschlossen.“

Weiss seufzte. „Ich war damals junger Kaplan. Hochleitner hatte Freunde. Ein Netzwerk. Und ja – es gab Gerüchte. Aber nichts Greifbares.“

„Bis jetzt.“

„Was erwarten Sie von uns?“

„Öffentlichkeit. Eine Anerkennung. Und eine Untersuchung.“

Weiss nickte langsam. „Sie werden verstehen, dass das ein heikler Prozess ist.“

„Heikel war es für die, die gelitten haben. Für Maria-Theresia. Und für jenen, der gestorben ist, weil er reden wollte.“

Der Prälat schwieg lange. Dann reichte er Mira ein Blatt Papier.

„Das ist ein interner Bericht von 1989. Nicht für die Öffentlichkeit gedacht. Aber vielleicht hilft er Ihnen.“

Mira las – und erschrak. Der Name des zweiten Mannes aus dem Verhör: Karl-Heinz Rieger. Der Vater des heutigen Bürgermeisters.

Draußen im Vorraum vibrierte ihr Handy. Eine Nachricht von Sebastian: „*Gruschitz wurde heute früh tot im Stall gefunden.*“

Mira schloss die Augen. Noch bevor sie die nächste Seite des Berichts lesen konnte, wusste sie: Die Vergangenheit war nicht vorbei. Sie war unterwegs – in der Gegenwart.

Es regnete, als Mira erneut den Hof der Familie Gruschitz betrat. Der Altbauer lag leblos im Stall, neben ihm ein zerbrochenes Wasserglas. Die Polizei war bereits vor Ort, aber es wirkte... merkwürdig ruhig.

„Keine Anzeichen von Fremdeinwirkung“, sagte Grünwald, doch seine Stimme klang nicht überzeugt.

Mira trat näher. „Er war kerngesund, trank kaum, aß regelmäßig. Und er hat mir gestern ein Dokument gegeben, das Wintschnig und Hochleitner belastet.“

Grünwald runzelte die Stirn. „Willst du sagen, es war...?“

„Ein sauberer Abgang. Vielleicht sogar mit seinem Einverständnis. Aber vielleicht auch nicht.“

Sie trat an die Stallwand. Dort, in das alte Holz eingeritzt, las sie einen Satz: *„Mia war'n net blind.“*

„Er wollte, dass man's weiß. Dass man's nie wieder verschweigt.“

Grünwald nickte. „Wir machen das offiziell. Jetzt. Mit allem.“

Am Abend saß Mira allein in ihrem Elternhaus. Der Ordner mit allen Dokumenten vor ihr. Sie hatte die Wahrheit – und doch blieb ein bitterer Nachgeschmack. Denn Schuld hatte sich nicht nur versteckt. Sie hatte sich weitervererbt. An Ämter. An Macht.

Und jetzt lag es an ihr, dafür zu sorgen, dass das Schweigen endete. Nicht nur in Magdalensberg. Sondern überall, wo alte Mauern neue Gräber verbergen konnten.

Kapitel 11 – Der Schatten des Vaters

Die Sonne stieg langsam über den Magdalensberg, als Mira mit festem Schritt das Rathaus betrat. Bürgermeister Rieger erwartete sie bereits, steif hinter seinem Schreibtisch. Kein Lächeln heute.

„Frau Nowak. Ich hoffe, Sie wissen, was Sie da tun.“

„Ich weiß es. Und Sie auch.“

Sie legte das Protokoll auf den Tisch. Daneben das Blatt mit dem Namen seines Vaters.

Rieger starrte die Dokumente an. Lange. Schließlich griff er nach einem Glas Wasser, trank. Dann: „Ich war acht Jahre alt. Ich erinnere mich nur an Flüstern. An Streit. Und daran, dass mein Vater eines Nachts mit blutverschmiertem Hemd nach Hause kam.“

Mira schwieg.

„Er sagte, er hätte einem Wildschwein geholfen. Später hieß es, er habe ein Tier gerissen. Aber meine Mutter... sie weinte die ganze Nacht.“

Rieger hob den Blick. Zum ersten Mal war darin kein Kalkül. Nur Müdigkeit.

„Ich habe seit Jahren geahnt, dass etwas war. Aber ich wollte nicht graben. Wollte nicht wissen, was da unter unserer Gemeinde fault.“

„Jetzt ist es zu spät für Wegsehen.“

Rieger nickte. „Dann tun Sie, was Sie tun müssen. Aber wissen Sie: Es ist nicht nur mein Vater, der hier Spuren hinterlassen hat.“

„Nein“, sagte Mira. „Aber bei ihm fangen wir an.“

Kapitel 12 – Das Vermächtnis der Maria-Theresia

Ein grauer Schleier lag über dem Magdalensberg, als Mira am nächsten Morgen die kleine, längst vergessene Kapelle betrat, in der einst Maria-Theresia gesungen hatte. Ein Ort, der nun mehr flüsterte als sprach. Die Holzbänke knarrten leise, als Mira sich setzte. Auf dem Altar ein altes Gesangbuch, vergilbt, aber aufgeschlagen.

„Du bist spät“, ertönte eine Stimme hinter ihr.

Sebastian trat aus dem Schatten. Er hielt ein Foto in der Hand – ein Gruppenbild vom Kirchenchor 1987. Maria-Theresia in der ersten Reihe, neben ihr: Hochleitner. Und – kaum zu erkennen – ein junger Mann mit scheuem Blick. Der Messdiener aus dem Protokoll.

„Er hieß Daniel. Ich erinnere mich an ihn“, sagte Sebastian leise. „War oft hier, hat geübt. Bis er plötzlich verschwunden ist.“

Mira nahm das Bild, betrachtete es lange. „Er wusste zu viel. Und niemand wollte hören, was er wusste.“

Sebastian setzte sich neben sie. „Warum tust du dir das an? Du könntest längst zurück in Wien sein, bei Gerichtsgutachten und Therapiestunden.“

„Weil die Wahrheit hier ist. Und weil sie nie jemand laut ausgesprochen hat.“

Sie zeigte ihm den Brief, den der Prälat ihr am Vortag noch übergeben hatte. Ein Abschiedsbrief – von Maria-Theresia. Nie abgeschickt. Vermutlich nie gelesen. Darin: Andeutungen über Reue, über Angst – und über etwas, das sie für immer verschweigen wollte. Aber das sie doch aufgeschrieben hatte. Eine Andeutung über einen Keller unter der alten Sakristei.

„Die Kapelle wurde 1990 umgebaut“, erinnerte sich Sebastian. „Der Keller wurde zugeschüttet.“

„Aber nicht ausgeräumt.“

Zwei Stunden später standen sie mit Grünwald und zwei Gemeindearbeitern in der alten Sakristei. Der Boden war instabil, der Mörtel alt. Es dauerte nicht lange, bis ein Hohlraum freigelegt war.

Der Geruch war alt. Feucht. Schwer. Darin: eine verrostete Truhe, ein zusammengefallener Rollstuhl – und ein Skelett, halb im Erdreich versunken.

Grünwald atmete scharf ein. „Das ist...“

„Daniel“, flüsterte Mira. „Er ist nie gegangen. Er wurde hier behalten.“

Neben dem Körper ein Stofffetzen. Kirchengewand. Und ein Zettel: *„Er hat nicht gesündigt. Nur geredet.“*

Mira schloss die Augen. Es war vorbei. Und es war erst der Anfang.

Denn nun würde jeder Name, jedes Schweigen und jede Schuld ans Licht kommen – auf dem heiligen Boden, der zu lange nichts als Gräber getragen hatte.

Kapitel 13 – Nachbeben

Die Nachrichten verbreiteten sich wie ein Lauffeuer: Menschliche Überreste in der alten Sakristei entdeckt. Ein verschwundener Messdiener – gefunden nach Jahrzehnten. Der Name Daniel war plötzlich in aller Munde.

Mira saß im Wirtshaus von Sepp, dem Mann mit dem Herz am rechten Fleck und der Zunge ohne Bremse. Der Stammtisch schwieg ausnahmsweise. Nur Sepp wagte es, ein Bier vor Mira abzustellen.

„Wosst, Fräulein Doktor – i hob den Bua damals kennt. Still war er. Aber guat. Guat im Herzen. I hätt nie gedochtt...“

Mira nickte. „Ich auch nicht. Aber ich fürchte, das hier war nie eine Frage des Denkens. Sondern des Wegschauens.“

Sebastian kam dazu, warf eine Zeitung auf den Tisch. Titelblatt: *„Geheimnisse im Gotteshaus – Skelettfund erschüttert Kärnten“*.

„Und das ist erst der Anfang“, sagte er leise. „Weißt du, was mich am meisten erschüttert?“

„Sag's mir.“

„Dass es alle wussten. Irgendwie. Aber keiner hat gesprochen.“

Mira sah aus dem Fenster. Der Regen hatte nachgelassen. Über dem Magdalensberg spannte sich ein fahles Licht.

„Es braucht immer jemanden, der zuerst spricht“, sagte sie. „Jemanden, der bereit ist, den Zorn auszuhalten.“

„Und den Schmerz.“

„Und die Einsamkeit.“

„Aber auch die Hoffnung“, fügte Sebastian hinzu.

Sie lächelte schwach. „Dann fangen wir an zu hoffen. Heute.“

Kapitel 14 – Das Geständnis

Der Pfarrer von Magdalensberg war kein Mann, der viel sprach. Doch an diesem Nachmittag wartete er in seiner Sakristei, die Hände gefaltet, der Blick auf das Kruzifix über dem Türbogen gerichtet. Als Mira eintrat, hob er nicht einmal den Kopf.

„Sie sind gekommen.“

„Ja. Und Sie wissen warum.“

Er nickte. „Ich habe geschwiegen. Zu lange. Weil ich geglaubt habe, es dient dem Frieden.“

„Es diente dem System. Nicht dem Frieden.“

Hochleitners Schultern sackten zusammen. „Ich war jung. Unerfahren. Und zu feige. Daniel hat mich darum gebeten, ihn zu schützen. Aber ich habe ihn verraten.“

„Und Maria-Theresia?“

Sein Blick wurde glasig. „Sie wusste es. Alles. Aber sie trug selbst eine Geschichte in sich, die sie lähmte. Es war wie ein Netz aus Schuld, das uns alle gefangen hielt.“

„Und Rieger?“

„Ein Mann mit Macht und ohne Reue. Er hat Daniel als Gefahr gesehen. Und ich... ich habe nichts getan.“

Mira schwieg. Dann sagte sie leise: „Sie werden eine Aussage machen.“

Hochleitner nickte. „Ich werde. Und ich werde auch beichten.“

Als sie die Kirche verließ, läuteten die Glocken. Vielleicht zum ersten Mal seit Jahren nicht als Routine – sondern als Echo eines wahren Neubeginns.

Kapitel 15 – Der Klang der Schuld

Ein leiser Wind zog über den Magdalensberg, als Mira mit Sebastian zum alten Probenraum der Blasmusikkapelle ging. Die Gemeinde hatte beschlossen, trotz der Enthüllungen das Jubiläumskonzert nicht abzusagen – als Zeichen, dass das Leben weiterging, auch wenn es Narben trug.

„Sie spielen heute das Lied, das Daniel immer geübt hat“, sagte Sebastian und reichte Mira eine vergilbte Notenmappe. „Der Dirigent hat's mir erzählt.“

Mira öffnete die Mappe. Am Rand der Seite, in krakeliger Schrift: *„Ich darf nicht laut sein – aber ich darf klingen.“*

„Das war Daniels Handschrift“, sagte Sebastian mit belegter Stimme.

Auf dem Platz vor dem Gemeindeamt hatten sich viele Menschen versammelt. Manche aus Neugier, manche aus Betroffenheit. Und manche, um zum ersten Mal still zu hören, was sie vorher übertönt hatten.

Der Bürgermeister war nicht zu sehen. Grünwald trat an Miras Seite. „Er ist zurückgetreten. Noch heute früh.“

„Weil er musste?“

„Weil er es diesmal wollte.“

Die ersten Töne erklangen. Zögerlich. Dann kraftvoll. Das Stück hatte einen melancholischen Klang, getragen von weichen Bläsern und dem feinen Rhythmus der Klarinetten. Mira spürte, wie sich die Musik durch die Menschen schob, eine stille Bitte um Vergebung.

Sebastian flüsterte: „Weißt du, was mich heute besonders berührt?“

„Sag's mir.“

„Dass sie endlich nicht nur zuhören, sonderninhören.“

Mira nickte. Die Sonne brach durch die Wolken, warf Licht auf die Menschenmenge. Sie dachte an Daniel. An Maria-Theresia. An all die Stimmen, die verstummt waren. Und an jene, die endlich wieder klangen.

Sie nahm Sebastians Hand.

„Der Klang der Schuld“, sagte sie leise. „Ist der Anfang von allem, was heilt.“

Kapitel 16 – Die Rückkehr

Zwei Tage später stand Mira auf dem Bahnsteig von Klagenfurt. Ihr Koffer war gepackt, das Ticket nach Wien in der Tasche. Und doch zögerte sie.

Sebastian stand neben ihr. „Bist du sicher, dass du gehen willst?“

Mira nickte langsam. „Ich muss. Mein Leben ist dort. Meine Arbeit. Meine Verantwortung.“

„Und dein Herz?“

Sie lächelte. „Mein Herz ist ein Reisender. Es bleibt nie lange an einem Ort.“

Er nahm ihre Hand, drückte sie kurz. „Du wirst zurückkommen.“

„Vielleicht. Wenn der nächste Schatten ruft.“

Der Zug fuhr ein. Mira stieg ein, wandte sich noch einmal um. Der Magdalensberg lag im goldenen Abendlicht. Friedlich. Für den Moment.

Während der Zug sich in Bewegung setzte, öffnete sie ihr Notizbuch. Auf der ersten Seite schrieb sie:

„Wahrheit ist nicht laut. Sie ist hartnäckig. Und sie findet immer einen Weg.“

Der Fall Daniel war gelöst. Doch Mira wusste: Die Schatten des Menschen reichen weit. Und oft dorthin, wo niemand hinsieht.

Sie sah aus dem Fenster. In ihrem Blick: Klarheit. In ihrem Herzen: Bereitschaft.

Denn wo andere verstummen, beginnt Mira Nowak zu sprechen.